

Benedikt Buse

# „Meine Zeit im Urban“

♦Berlin- Kreuzberg, März bis Oktober '98♦



Geschichten aus der Psychiatrie

*(\*)Hinweis: Die wenigen genannten Patientennamen sind verfälscht. Die geschilderten Personenbeschreibungen wurden so abgeändert, daß das Gebot der ärztlichen Schweigepflicht nicht verletzt wurde.*



## **Neubeginn**

Da stand ich also vor dem mächtigen Backsteingebäude des Urbankrankenhauses und war im Begriff, ab nun dort meine Zeit zu verbringen. Ich hatte mich entschieden, eine psychiatrische Facharztstelle im Kreuzberger Kiezkrankenhaus am Uran in Berlin anzutreten. Mit der Entscheidung war verbunden, meine Zelte in Süddeutschland abubrechen und nach sieben Jahren wieder in meine Heimatstadt Berlin zurückzukehren. In all den Jahren nach meinem Weggang hatte sich viel verändert. Meine 5jährige Beziehung mit Tanja bestand nicht mehr, sie lebt mittlerweile mit einem neuen Freund zusammen. Das Haus, in dem ich meine Kindheit verbracht hatte, war inzwischen verkauft und meine Eltern bereiteten ihren Umzug nach Bayern aufs Land vor. Es war also nichts mehr so, wie ich es einst zurückgelassen hatte.

Die Entscheidung, nach meiner Tätigkeit an der Mannheimer Uniklinik von internationalem Ruf, dem Zentralinstitut für Seelische Gesundheit (ZI) unter der Leitung des amerikanischen Professors Henn, an eine eher unbedeutende Klinik zu wechseln, war mir nicht leicht gefallen.

Noch am Vortag war ich mit Eva auf dem Gelände spaziergegangen und hatte den Kreuzberger Bezirk bekundet, der einen drastischen Unterschied zum idyllischen Leben in den südlichen Gefilden der Pfalz darstellte. Meine über die Jahre beste Freundin Eva kennt mich aus unserer gemeinsamen Zeit an einem Pariser Krankenhaus, die wir beide als die glücklichste Zeit als Ärzte in Erinnerung haben. Sie lachte an jenem Tag und versicherte mir, daß ich nicht lange in dem Moloch der Großstadt, noch dazu im Bezirk mit den größten sozialen Schwierigkeiten der Hauptstadt überleben würde. Wir schwärmten von besseren Zeiten und ich mußte zustimmen, daß ich wirklich einer unsicheren Zeit entgegengehen würde.

## **Erste Gehversuche**

Auf der offen geführten Station empfing mich als erste die Oberschwester der Station mit einem Handschlag und den Worten: „hallo, ich bin die Doris, und wer bist Du?“ Ich war so verblüfft, daß ich mich nicht mehr traute, mich wie beabsichtigt als Dr. Buse vorzustellen. Als Stationsarzt wollte ich mit dem „Sie“ die nötige Autorität bewahren, schließlich hatte ich mit dem Duzverhältnis zu den Krankenschwestern aus meiner Mannheimer Zeit keine allzu gute Erfahrung gemacht. Ich sollte schnell spüren, daß die Uhren hier entschieden anders ticken sollten als an der Universität.

Die Stimmung auf der fest in Schwesternhand geführten Station war alles andere als ärztefreundlich. Ich wurde am ersten Tag aufgefordert, den Kittel ausziehen. Visiten wurden in Abwesenheit der Schwestern durchgeführt, da diese es nicht einsahen, als Handlanger - welch ein Selbstverständnis - des Arztes zu fungieren. Nach der ersten Woche sah ich mich bestätigt, eine krasse berufliche Fehlentscheidung getroffen zu haben. Hätte mir jemand gesagt, daß ich acht Monate bleiben würde, so hätte ich dies damals niemals geglaubt.

An meiner Seite stand ein Arzt im Praktikum, der unterschiedlicher als ich nicht hätte sein können. Paul hatte einen kahlgeschorenen Kopf, Freudschen Spitzbart, polnischen Akzent und stand gegenüber jeglicher biologischer psychiatrischer Sichtweise - die ich erlernt hatte - ablehnend gegenüber. Das schlimmste war, daß er als Erfahrenerer auf Station mich kaum zu Wort kommen ließ und alles in



seiner kontrollierenden Hand zu belassen versuchte. Jegliche Kritik meinerseits an den ärztlichen Arbeitsbedingungen wurde abgewehrt.

Paul entpuppte sich als Verfechter der „Chaostheorie, die letztendlich wie das kosmisch Gebilde zur natürlichen Einheit führen würde“. Mit dem Begriff Chaos konnten die Verhältnisse auf Station kaum treffender bezeichnet werden: Die Teamsitzungen waren völlig chaotisch, geprägt von hysterischen Wortmeldungen und regelrechten Anfällen - selbst die alteingesessene Psychologin Angelika ließ manche Träne kullern - der auf mich neurotisch wirkenden Schwestern. Patientenanalysen wurden bis ins Unendliche durchdiskutiert, kaum eine Freudsche analytische Vermutung wurde ausgelassen. Ich hatte den Eindruck, daß die Schwestern eher sich selbst als die Patienten zu therapieren versuchten.

An der allseits präsenten Putzfrau Gitti, die mancher ermüdenden Teamsitzung beiwohnte und stets viele Insiderinformationen über die Patienten parat hatte, fand ich schnell Gefallen. Sie ließ sich von niemandem etwas sagen. Ich beschloß, sie mir in den Zeiten der Selbstbehauptung zum Vorbild zu nehmen. Unvergessen ihr Kommentar zur schwafelnden Schwester A. während der Frühstücksbesprechung, daß sie sich doch bitte bei der Diskussion besser aufs Kauen konzentrieren solle.

Angesichts dieser Verhältnisse beschloß ich, meine Hände auf dem Rücken zu verschränken und erstmal die Rolle des Beobachters einzunehmen. Was blieb mir auch anderes übrig. Ich stellte mir vor, meine ehemaligen elitären Kollgen aus Mannheim könnten mich sehen und mußte bei dieser Vorstellung bitter schmunzeln.

### ***Ludwigshafener Vorstellungsgespäch***

Nach meiner ersten Arbeitswoche rief mich am Freitagabend meine Ludwigshafener Kollegin Eva B. an und forderte mich auf, sofort am Montag bei ihrem Chef anzurufen, da kurzfristig ein Kollege gekündigt habe. Am folgenden Dienstag hatte ich tatsächlich am späten Mittag mein Vorstellungsgespräch. Von diesem Termin hing nun viel für mich ab.

Ich meldete mich in Berlin krank und nahm in aller Frühe den Zug nach Mannheim. Während der Fahrt machte ich mir die Bedeutung des Ereignisses bewußt und versuchte mich mental auf die Vorstellung vorzubereiten. Ich war furchtbar gestreßt - hatte wenig geschlafen, mir fehlte das nötige Konzept, mich bestbringend zu verkaufen, da mein berufliches Selbstbewußtsein durch die Erfahrung der letzten Tage nicht gerade stark stark war.

Als ich die Chefsekretärin passiert hatte, erblickte ich zu meiner völligen Überraschung als einen meiner Mitbewerber meine ehemalige ZI-Kollegin Anke, die in meinen Augen alle Trümpfe in der Hand hatte: Studium an der renommierten Witten-Herdecke-Universität, internistische Uni-Erfahrung, sehr sympathisches und sicheres Auftreten.

Ich werde dieses Vorstellungsgespräch lieber schnell aus meinem Kopf verbannen. Um Evas Ratschlag zu folgen und möglichst viel fachliche Kompetenz auszustrahlen, lehnte ich mich weit aus dem Fenster und erzählte auf Nachfrage des Professors von intensivmedizinischer Erfahrung, die ich wirklich nur peripher mitbekommen hatte. Zu dumm, daß der Professor bohrend nachfragte und mir schließlich eine fachliche Frage stellte, dessen Antwort meinerseits die neurologischen Fachliteratur revolutionieren würde. Er meinte dann noch väterlich, daß ich das jetzt aber nicht ernst gemeint habe.



Mit dem Gefühl, mich bis auf die Knochen blamiert zu haben, nahm ich den Abendszug nach Berlin und stand dort am folgenden Arbeitstag wieder meinen Mann.

Anke hatte übrigens ähnliches Pech: Sie fragte am Ende ihres Gesprächs, ob sie dienstags die Klinik eher verlassen könne, da sie im Rahmen ihrer Psychotherapieausbildung selber auf der Couch liegt. Auch das war's dann.

### **Elternliebe**

In meiner Anfangszeit wohnte ich noch - wenn auch nur für drei Wochen - bei meinen Eltern in Zehlendorf. Das Haus war eine Rumpelkammer, ich schlief zwischen aufgetürmten Kisten, in denen die Habseligkeiten meiner Familie für den bevorstehenden Umzug verpackt war.

Dieses Bild war fast symbolisch für meine Lebenssituation: Ich lebte auf gepackten Koffern und wußte nicht, wo ich ankommen würde. Ich sehnte mich nach meiner idyllischen modernen Rehaklinik in Bad Bergzabern zurück, nach meinen abendlichen Motorradfahrten ins benachbarte Frankreich, nach den Spaziergängen in den Wernbergen. Meine riesen Wohnung am Waldesrand stand leer, und ich wußte, daß ich dorthin nicht zurückkehren konnte.

Meine Eltern sind stets besorgt um das Wohlergehen von uns Kindern. Irgendwie genoß ich diese Situation damals besonders und fühlte mich ein wenig in alte Zeiten vor meinem Weggang nach Heidelberg vor sieben Jahren zurückversetzt. Eines Abends kehrte ich erst gegen 20 Uhr mit der S-Bahn am Mexikoplatz ein und erblickte zu meinem Erstaunen aus der Ferne unerwartet Mutter auf der Bank des S-Bahnhofes sitzend. Sie mußte lange dort in der Kälte auf mich gewartet haben, da ich sonst bereits gegen 18 Uhr zu Hause eintraf. Gerade an diesem Tag hatte ich bei der Arbeit viel über meine momentane Situation nachgedacht und fühlte mich verdammt mies und alleine.

Ich brauchte nicht auszusprechen wie es mir ging. Sie sah es mir an und heiterte mich auf, indem sie mich überrascht hatte.

### **Die Nachtdienste**

Die große Herausforderung am Urban stellen die Bereitschaftsdienste dar, bei denen der Arzt auf Abruf die Notfallpatienten behandeln muß.

Man muß sich den krassen Wechsel vorstellen, der mich als ehemaliger Wald- und Wiesen-Arzt in der Südpfalz mit vielleicht durchschnittlich drei Einsätzen in der Nacht nun im sozialen Brennpunkt Berlin-Kreuzberg erwartete. Als Besonderheit waren die Dienste so eingeteilt, daß man nach regulärem Arbeitsende um 16.00 h zunächst bis 22.00 Uhr die psychiatrischen Notfälle im Haus und „von draußen“ versorgte. Ab 22.00 Uhr füllte zudem der neurologische Notfallpiepser die Kitteltasche, da die psychiatrische Abteilung die Neurologie in der Nacht mitversorgen mußte.

Unser schlichtes Bereitschaftszimmer im brüchigen Altbau befand sich 500 m von der Rettungsstelle im Neubau entfernt, so daß wir nachts beim Überqueren des Klinikhofes die Sterne zählen konnten. Wie oft verfluchte ich diesen ungewünschten Spaziergang, wenn ich nachts durch den Piepser aus der Ruhe gerissen wurde. Wenigstens mußte ich hier die kalten Wintermonate nicht verleben.



Nach zwei Monaten Einarbeitungszeit war ich in diesen Nächten alleine für die Patienten verantwortlich. Die Oberärzte waren zwar jederzeit telefonisch erreichbar, hielten sich jedoch zu Hause und nicht in der Klinik auf. Anfangs fühlte ich mich hoffnungsvoll überfordert, aber ich merkte schnell, daß ich auf die Erfahrung der ebenfalls in der Rettungsstelle umherwirbelnden Internisten und Chirurgen bauen konnte.

Es herrschte mitunter eine gestreßte und zugleich lockere Atmosphäre. Mit der frechen, aber ungemein ehrlichen Berliner Schnauze konnte ich gut leben. Es war richtig eine Wohltat, wenn in brenzligen Situationen ein lustiger Spruch kam, der einen dann doch zum Grinsen animierte. Ich muß sagen, daß mir die Pflegekräfte, obwohl ich mir manchen frechen Spruch gefallen lassen mußte, richtig ans Herz gewachsen sind.

Die Pfleger waren fast ausnahmslos schwul, und es machte Spaß, ihren privaten Geschichten zuzuhören, wenn ich gerade meine Probleme mit der Frauenwelt hatte. Pfleger Klaus konnte ich mit zynischen Kommentaren zu lang andauerndem „hi hi“- Jauchzen bringen, das einfach erstklassig klang.

### **Freitagsdienst 12. September**

Exemplarisch für die Anstrengung und Fülle der Nachtdienste möchte ich die Freitagnacht vom 12. September beschreiben. Im nachhinein lesen sich die Erlebnisse wie eine Drehbuchentwurf, aber ich erlebte jene Nacht wirklich wie beschrieben.

Kurz nach 22.00 Uhr wurde ich in die Rettungsstelle gerufen und mir wurde mitgeteilt, daß es wegen größerer Polizeipräsenz wirklich eilig sei. Ich zählte ruhig bis zehn, drehte mich auf dem Absatz herum und schritt auf dem endlos langen Klinikflur der Wartebereichszone entgegen, an deren Ende ich eine Ansammlung grüner Männchen erblickte. Die Polizeipräsenz als solche beunruhigte mich nicht - schließlich arbeitete ich mit der Berliner Polizei ausgesprochen gerne zusammen. Was mich aber doch irritierte, war das große Aufgebot: Acht Polizisten umringten einen bullig wirkenden 30jährigen Bayer, der in bestem bayrischen Dialekt kundtat, alles kurz und klein zu schlagen, wenn er berührt werden würde.

Man muß sich die Situation vorstellen: Der stämmige, leicht alkoholisierte Bayer gegen den Rest von Polizisten, und es hatte den Anschein, als wenn *er* das Geschehen dirigieren würde. Ich machte mir zunächst einen Überblick und erfuhr, daß der Bayer heute von seiner Freundin verlassen worden war, weil sie einen anderen Mann liebte. Er hatte sich daraufhin mit einem Messer in seiner Wohnung verbarrikadiert und an die Freundin einen Abschiedsbrief geschrieben.

Ich habe während meiner Zeit im Urban lernen müssen, schnell und sicher Entscheidungen zu treffen. In solch einer Situation wäre es fatal, eine Entscheidung bezüglich Aufenthalt und Medikation hinauszuzögern. Zudem sollte eine erstmal getroffene Entscheidung unwiderruflich sein, um wiederum die ärztliche Entschlossenheit zu zeigen, die dem verunsicherten Patienten klare Grenzen aufzeigt.

Die Geschichte des Bayern machte die Entscheidung, ob der Patient gegen seinen Willen für 24 Stunden nach PsychKG gesetzlich untergebracht werden könne, eigentlich leicht. Da der aggressive Bayer weder klar noch distanziert den geschilderten Vorfall reflektieren konnte, stufte ich ihn als weiterhin eigen- und fremdgefährdet ein. Ich beschloß, mich zunächst beim Oberarzt rechtlich



telefonisch abzusichern, bevor ich dem Bayern dann meine Entscheidung mitteilen wollte.

Als ich mein Arztzimmer verließ, sollte ich meinen Augen nicht trauen. Inzwischen umringten vierzehn Polizisten den wütenden Bayer, da der Einsatzleiter Verstärkung angefordert hatte. Natürlich hatte in dieser Situation dieses größere Aufgebot ihn nur noch abwehrender und wütender gemacht. Um eine Eskalation zu vermeiden, schickte ich die Hälfte der Truppe erstmal vor die Tür, worauf diese wiederum mit Unmut reagierten. Ich schaffte es schließlich, dem Bayern erklärend mitzuteilen, daß ich mir um ihn Sorgen mache und er über Nacht gegen seinen Willen auf der geschlossenen Abteilung bleiben müsse. Ich hatte das Gefühl, mit ihm gut zurecht zu kommen, wenn nur diese vielen Polizisten nicht im Nacken sitzen würden.

Welch ein Bild folgte: Wir fuhren in drei Polizeiwagen in Kolonne über den Hof zur geschlossenen Abteilung im Altbau. Der Bayer tat mir richtig leid, wie er doch sichtlich zusammengekauert im Wagen saß.

An der Pforte zum Altbau stockte dann die Kolonne. Die Schranke öffnete sich nicht, obwohl wir den - wohl schlafenden ? - Pförtner über die Dringlichkeit der Durchfahrt informierten. Diese Situation war grotesk: In unserem Wagen saß ein mit großer Mühe beruhigter Patient, der jeden Moment wieder aufzudrehen drohte. Wie so oft in einer brenzliger Situation leistete ein Polizeibeamte im hinteren Einsatzwagen beste Arbeit und brachte mich mit seinem Funkspruch, in die gespannte Stille hinein, zum Lachen: „wat denn los sei, ob man hier uff Gründonnerstag warte“.

Auf der geschlossenen Station angelangt dauerte es nochmal zwanzig Minuten Überzeugungsarbeit, dem Patienten die Vorzüge eines gewaltfreien Bleibens zu verinnerlichen. Ich „als Neuer“ im Urban hatte wohl noch mehr Geduld und Vertrauen in die Beschwichtigungstheorie als die alteingesessenen Pfleger der Abteilung. Jedenfalls eskalierte die Situation dann doch noch, als der Bayer kurz vorm finalen Einverständnis zu bleiben nochmal den mutigen Spruch äußern mußte „daß freilich niemand ihm was sagen könne und er alle gegen die Wand klatschen täte“. Dem Oberpfleger platzte der Kragen, und auf sein Geheiß hin stürzten sich vierzehn Polizisten auf den Bayer und fesselten ihn ans Bett, bevor ich ihm Lyogen in die Armvene spritzen mußte. Die Situation war sehr unschön. Ich bin froh, solche Zwangsmaßnahmen nur vereinzelt erlebt zu haben.

Gleich um Mitternacht empfing mich ein munterer slangsprechender 50jähriger Amerikaner bei den Chirurgen in der Rettungsstelle. Er war völlig aufgedreht und redete ohne Punkt und Komma, macht aber mit seinem pausbäckigen Gesicht und großen Kulleraugen einen eher harmlosen Eindruck.

Er berichtete akzentuiert, daß er sich über die schwarzarbeitenden Bauarbeiter auf der Baustelle des Potsdamer Platzes ärgere und sie deshalb kurz vor Mitternacht zur Rede gestellt hätte. Dabei sei es zu einem Handgemenge gekommen und die Polizei habe ihn schließlich in die Klinik gebracht. Er gab zu, seit Jahren neuroleptische Medikamente einzunehmen und die Diagnose einer paranoiden Psychose zu haben. Von mir wollte er nun Idglicly ein Attest bekommen, um dieses der Polizei vorlegen und nach Hause gehen zu können.

Er erhielt es von mir. Jubelnd verließ er mit erhobenen Armen und den Worten „I got it“ die Station und versprach, die Arbeiter am Potsdamer Platz ruhig weiter schwarz werden zu lassen.

Mit seinem Weggang wurde eine junge 18jährige Türkin hereingeschoben, die Schlaftabletten in suizidaler Absicht geschluckt hatte. Sie war bildschön.



Ich blähte also meinen Brustkorb auf und erfuhr von ihr, daß sie in der Türkei vor sechs Wochen einen Mann geheiratet habe, weil dies die Eltern so gewünscht hätten. Das Hochzeitsfest sei auch wirklich klasse gewesen, aber seit gestern habe sie ein Problem: Der Mann habe in Berlin angerufen und allen Ernstes erzählt, daß er nun zu ihr nach Berlin ziehen wolle. Dies bedeutete für sie das Ende der Feten- und Ausgehzeit, und damit wiederum konnte sie sich nicht abfinden.

Welch eine Verschwendung, eine so attraktive Frau mit frischen achtzehn Jahren vom Markt zu ziehen! Ich beriet sie und am folgenden Morgen konnte sie ausgenüchtert im Kreise ihrer Freundinnen nach Hause gehen.

In den frühen Morgenstunden suchte mich schließlich der stattliche, gutaussehende und großgewachsene 45jährige Ehemann meiner stationären, nicht minder attraktiven Patientin Frau L. um Rat auf. Die beiden hatten große Eheprobleme und versuchten diese durch stationäre Einweisung der Frau in die Klinik zu lösen.

Ich fand die Situation recht komisch, da ich mit meinen dreißig Jahren kaum die Lebenserfahrung dieses äußerlich fest und erfolgreich im Leben stehenden Mannes habe. Jedenfalls teilte er seine Trauer mit, wenn die Frau ihren Entschluß wahr machen würde und zu ihrem 65jährigen Geliebten ziehe. Ich gab ihm den Rat, seine Frau ganz klar vor die Wahl zu stellen.

So ganz nebenbei berichtete er schließlich, daß er am Kennenlernen der beiden nicht unschuldig gewesen sei. Der Geliebten sei einer der Freier, die er ihr zur Aufbesserung des Haushaltsgeldes empfohlen hatte. Oh Du mein Kreuzberger Zille- Milieu !!

In den frühen Morgenstunden fand ich schließlich „ungestört“ im berühmten Breitschaftszimmer im Altbau zwei Stunden Schlaf. Kurz vorm Einschlafen hörte ich wieder jenes sonderbare Quietschen, das ich bisher nicht zu deuten vermocht hatte.

Als jedoch um sieben Uhr früh wieder der Piepser summte und ich den Altbau verließ, entschwand mein orthopädischer Kollege in Begleitung von Schwester B. ebenfalls grinsend aus dem Gebäude. Warum auch nicht die herben Urban-Nächte auf diese Weise versüßen ?

### ***Samstagsnacht (4.Juli)***

Ich erinnere mich schmunzelnd an jene verregnete Samstagsnacht vom 4. Juli. Die Straßen waren leergefegt, da an jenem Abend das Fußball- Weltmeisterschafts-viertelfinale zwischen Deutschland und Kroatien im Fernsehen übertragen wurde.

Gegen 22.00 Uhr, beim Stande von 0:3, klopfte mir der diensthabende Internist auf die Schulter und wünschte gutes Stehvermögen, da er nun die arbeitsreichste Nacht des Jahres erwartete. Als ich das Dienstzimmer der Rettungsstelle betrat, wurde ich von Lieblingsschwester Monika mit dem Harakiri-Gruß empfangen.

Ich hatte keine große Zeit mir auszumalen, wieviele Besoffene oder Schläger per Polizei herbeigeschafft werden würden, da ich zunächst bis Mitternacht auf der neurologischen Station im 8.Stock über den Dächern Kreuzbergs rund um die Uhr beschäftigt war. Ein älterer Mann hatte meiner Meinung nach eine Beinvenenthrombose erlitten und ich mußte eine Blutverdünnung durchführen.

Aus dem Patientenzimmer blickte ich über die Dächer Kreuzbergs hinweg zum in der Ferne leuchtenden Alexanderturm und stellte mir vor, wie in Hunderten von



Kneipen die Enttäuschung mit Alkohol heruntergespült wurde. Wie friedvoll erlebte ich die Stille im Krankenzimmer. Ich hatte mächtigen Schiß.

Wie so oft im Leben kam alles ganz anders, als es der Kopf zuvor zusammengebastelt hat. Zu meiner Verwunderung passierte nämlich erst einmal überhaupt gar nichts. Mein Pieper blieb stumm, die Rettungsstelle war leer.

Um 1 Uhr morgens summte der Pieper, aber es war nur ein Fehlalarm, der Pförtner hatte sich verwählt. Ich behandelte in den nächsten zwei Stunden gerade mal drei Patienten, und in allen Fällen waren es neurologische Indikationen. Ich hatte in jener Nacht keine einzige psychiatrische Konsultation, mußte keine einzige Schnapsleiche ausnüchtern lassen!

Als ich am Sonntagmorgen zeitig die Klinik verließ zollte ich meinem Schutzpatron mit Verwunderung meinen Dank. Ich hatte die ruhigste Nacht während meiner Zeit am Urban verbracht.

### **Fortschritte**

In Laufe der Zeit lebte ich mich immer besser ein und fühlte mich in meiner Funktion als Stationsarzt sicherer und gelassener. Die Arbeit machte mit gewachsenem innerlichen Abstand und gewonnener Professionalität immer mehr Spaß.

Mit dem Weggang von AIP Paul auf die geschlossene Station kam im Juli eine neue Ärztin im Praktikum. Frauke ist eine lebenswerte junge blonde Ossi aus Treptow, was wertfrei gemeint ist. Sie ist auf meiner Wellenlänge und als ärztliches Team waren wir eine prima Ergänzung. Wenn ich meine AIP-Zeit in Mannheim mit ihrem Einstand auf unserer Station vergleiche, so Hut ab vor ihrem Durchhaltevermögen.

Natürlich versuchten die Schwestern jedes aufkeimende Gefühl von Ärzteautorität unsouverän niederzuschmettern. Nach wenigen Tagen weinte sich Frauke bei mir aus, daß sie so etwas noch nie erlebt habe, die Schwestern hätten überhaupt kein Selbstverständnis für ihre beruflichen Aufgaben und sie sei es leid, jede ärztliche Anweisung hoch- und runter zu diskutieren, ob es denn auch wirklich notwendig und Aufgabe der Schwester sei.

Besonders aufreibend waren in der Anfangszeit die Konflikte der Schwestern untereinander, so daß wir den Eindruck gewannen, daß die Patientenbehandlung mehr im Hintergrund stand und stattdessen eigene Befindlichkeit therapiert werden sollte. Es ist beachtenswert, daß Frauke mich überdauert hat, wobei allerdings festzustellen ist, daß die Schwestern mit der Zeit umgänglicher und kooperativer wurden.

Ein einziges Mal legte ich mich richtig heftig mit Oberschwester Doris an. Mühsam hatten Frauke und ich durchgesetzt, daß eine Übergabe über die Ereignisse der Nacht um 9.15 Uhr von einer Schwester an uns Ärzte stattfinden sollte. Als Oberschwester Doris Anfang August aus ihrem Urlaub zurückkehrte rebellierte sie gegen diese Neuerung.

Ich war so außer mir vor Wut, daß ich sie anschrie (!), daß das alles ein Kindergarten sei, eilte zum Oberarzt hinüber und erst vor seiner Tür machte ich Halt, zählte bis 10 und kehrte wieder auf Station zurück.

Am Nachmittag hatten sich dann meine Emotionen gelegt, so daß ich dem Oberarzt ruhig mitteilen konnte, unter diesen Bedingungen auf der Station nicht weiterarbeiten zu können. Er versuchte verständnisvoll zu sein, konnte mir aber einen Stationswechsel nicht in Aussicht stellen. Welcher Kollege wollte auch



schon auf meine im Hause bertüchtigte Station wechseln ? Der Standardspruch „Sie machen das schon, ich zähl auf Sie“ konnte ganz schön mürben.

Mit gewonnenem inneren Abstand gewann ich das Pflgeteam mit der Zeit irgendwie richtig gern und fand regelrecht Freude an Supervision und Patientenbesprechung im gemeinsamen Kreis. Die Arbeit auf der Psychiatrie kann man nur im Team verrichten.

### ***Der Mann im Winterpelz***

Was lernte ich für schräge, lustige, interessante und auch ein wenig durchgeknallte Typen kennen. Ich muß sagen, daß ich den Mensch, der glatt, gleichgültig, ordentlich und ohne Angriffsfläche ist, als einfach langweilig empfinde. Die ratsuchenden Patienten in der Klinik zeigen und äußern Gefühle, die oft unverfälscht und ungewöhnlich echt sind.

In diesem Zusammenhang sehe ich auch die für mich schönste - weil ehrliche - Geste, die mir während meiner bisherigen Zeit als Arzt zuteil wurde. Die Erinnerung stammt noch aus meiner Zeit am Zi in Mannheim, als ich einen chronisch psychisch erkrankten Mann namens Altmann (\*) behandelte. Sein Aufsuchen der Klinik stand in Zusammenhang- wie bei gut 40 % aller Patienten- mit einem erschreckenden Ausmaß von Isolation und Einsamkeit.

Herr Altmann lief bei sommerlichen Temperaturen im dicken Winterpelz herum. Er war überzeugt, daß seine innere Temperaturkontrolle ausgefallen war und er sich jederzeit erkälten könne. Sein Wahn war Ausdrucksform seiner Hilflosigkeit, mit der Realität, der Einsamkeit und den unerfüllten Lebenswünschen fertigzuwerden. Seine traumareiche Kindheitsbiografie holte ihn mit dem Unfalltod seiner geliebten Freundin ein und er versuchte zu leben, indem er sich seine ureigene Welt zusammenbastelte. Herr Altmann war ein liebenswerter Zeitgenosse, der sich rührend um die Mitpatienten kümmerte.

Nun hatte er sich - als 62jähriger- in eine hübsche, blonde, französische Buchhändlerin unsterblich verliebt. Ernsthaft wurde die Sache, nachdem er den vierzigsten französischen Roman gekauft hatte, obwohl er keine französische Silbe versteht.

Mit der Zeit hatte er Vertrauen zu mir entwickelt und fragte mich bezüglich der Damenwelt um Rat. Es machte Spaß, mit ihm auch ein bißchen flaxen zu können, und eines Tages erzählte ich ihm, daß ich in Paris gelebt und mein Herz ebenfalls an eine Französin kurzzeitig verloren hatte.

Herr Altmann mußte sich diese Geschichte sehr genau gemerkt haben. Zwei Wochen nach seiner Entlassung aus der Klinik klopfte es an meiner Tür. Herr Altmann, der in unserer Gesellschaft als einer gilt, der Gefühle nicht äußern kann und ein schüchterner Eigenbrödtler ist, stand mit einer ungeschickt verpackten französischen Flasche Wein in der Hand. Diese trug den Namenszug meiner französischen Ex-Freundin. Er überreichte sie mir als Dank. Die Geste mußte ihm viel Überwindung gekostet haben und mir war klar, daß ihm dies wirklich etwas bedeutete. Ich erinnere mich, daß ich sehr gerührt gewesen bin.



### **Kreuzberger Institution**

Ähnlich engen Kontakt hielt ich im Urban mit Herrn Hofer (\*). Ich betrachte Herrn Hofer als Institution der Klinik. Er ist ein überaus sympathischer Dreißiger, der sein Leben einfach nicht auf die Reihe gebracht hat und die Klinik als Schutzort aufsucht, wenn ihn mal wieder eine Frau verlassen hat oder die Sozialhilfe gekürzt wurde.

Wenn Herr Hofer im Nachtdienst auf der Rettungsstelle erschien und ankündigte, sich das Leben nehmen zu wollen, flaxte ich erst einmal mit ihm herum, rauchte mit ihm eine Zigarette und versicherte ihm, wie ruhig meine Arbeit wäre, wenn alle Patienten so normal und lebensstüchtig wie er seien. Nach spätestens fünf Minuten konnte er wieder lächeln und mit Berliner Schnauze Witze erzählen, während ich ihm von meinem Studienort Heidelberg berichtete, da er die Stadt von Besuchen bei seinem Bruder so sehr liebte.

Irgendwie freute ich mich, wenn Herr Hofer mal wieder in meinen Diensten vorbeischaute, aber er hatte keine Chance, von mir aufgenommen zu werden. Als er mich das letzte Mal auf der Rettungsstelle erblickte - er war als schwer suizidgefährdeter Patient angekündigt - meinte er kopfschüttelnd, daß es doch „die Hardthöhe sei, daß er den langen Weg zur Klinik auf sich nehme, und dann schon wieder der Doktor da sei, der ihm jedes Selbstmitleid austreibe“.

### **Leute**

Viele bunte Geschichten habe ich im Urban erlebt.

Da war der Lehrer, der nach Cannabiskonsum nackt auf seinem Balkon onanierte und eine Frau auf der Straße anspritzte, worauf diese die Polizei alarmierte. Da war der Herr F., der sich über seine Mitmenschen beschwerte, daß diese ihm ständig die Zunge rausstrecken würden. Nach einwöchiger stationärer Behandlung bei uns brach er diese ab, da auch ich ihm die Zunge rausgesteckt hätte. Da gab es die attraktive Frau L., die vom ihrem Ehemann aufgefordert worden war, mit seinen Geschäftsfreunden zu schlafen. Da gab es den jungen Wehrpflichtigen, der mit der Kasernenatmosphäre nicht zurecht gekommen war und sich wohl noch nicht eingestehen konnte, daß er seine Homosexualität entdeckt hatte. Da war die schrille Frau G., die sich für den Posten der Chefsekretärin beworben hatte, obwohl sie gar nicht Schreibmaschineschreiben konnte. Da gab es die junge Frau K., die im Berliner Ensemble das Brechtstück „der unaufhaltsame Aufstieg des Arturo Uri“ gesehen hatte und bei der Szene mit Martin Wuttke als Hund in diesem ihren Ex-Freund wahnhaft erkannte und austickte..

Und es gab die vielen einsamen älteren Leute, die im Urban Geselligkeit, warmes Bett und Essen suchten. Nicht zu erwähnen die vielen ausländischen Mitbürger, die am dritten Behandlungstag ihre Krankenkassenkarte vorlegten und meine Unterschrift für ein tägliches Krankentagegeld von bis zu 100 DM erhalten wollten. Leider hielten sich auch viele Asoziale mit Rentenbegehren auf, die ich weitgehend mied.



### ***Der Mann mit dem Lottogewinn***

Der Mann mit dem Lottogewinn ist eine aberwitzige Geschichte, die so gut ist, daß sie glatt erfunden werden müßte, hätte ich sie nicht erlebt. Sie geschah während meiner Mannheimer Zeit, ich fühlte mich aber im Urban oft daran erinnert. Die Geschichte ist allzu menschlich.

Ich habe selten einen so fröhlichen und ausgelassenen Menschen wie Herrn Butt (\*) gesehen. Er saß wie ein kleines Kind glücklich und freudestrahlend unruhig auf seinem Stuhl- ganz im Gegensatz zu seiner völlig verzweifelt wirkenden und in Tränen aufgelösten Ehefrau. Herr Butt hatte einen Sechser-Lottogewinn erzielt und war somit um eine Million und zweihundertachtundsiebzigtausend Mark reicher. So jedenfalls berichtete er uns. Seine Ehefrau allerdings war da etwas anderer Meinung. Er hätte sich das alles nur eingebildet und spiele nun völlig verrückt, schmiede Pläne, die er sich gar nicht leisten könne.

Herr Butt hatte die Zahlen auf einem Zettel aufgeschrieben und wiederholte diese pausenlos triumphierend. Ein Vergleich mit den Angaben in der Tageszeitung ergab jedoch, daß keine der Zahlen richtig getippt war. Die Aufgabe meiner Kollegin Petra und mir war nun, ihn von der Wolke herunterzuholen und ihm behutsam klarzumachen, daß die Kündigung bei seinem Chef wohl doch zum falschen Zeitpunkt erfolgt sei.

Herr Butt war unbeirrbar. Je mehr wir den Lottogewinn in Frage stellten, umso mehr hüpfte er im Zimmer herum und schmiedete immer gewaltigere Pläne. Er holte Skizzen über Anbauarbeiten am Haus aus seiner Tasche hervor und fragte in die Runde, ob er das Mannheimer Schloß für einen Sektempfang für seine Bauherren mieten könne.

Es gibt immer wieder Situationen in der Psychiatrie, in der man sich als Arzt vom Patienten einfach verarscht fühlt und nach einer versteckten Kamera Ausschau hält. Es soll vorgekommen sein, daß psychisch gesunde Leute in eine psychiatrische Klinik eingeschleust wurden, um eine Qualitätskontrolle über die ärztliche und pflegerische Kompetenz durchzuführen.

Ich hatte in jener wahnwitzigen Situation den Verdacht, daß wir an der Nase herumgeführt werden. Der Chefarzt der Klinik wurde gerufen. Sein Urteil wiederum war eindeutig: Herr Butt litt an einem schweren manischen Syndrom. Herr Butt wurde nun nach anstrengender Überzeugungsarbeit neuroleptisch pharmakologisch anbehandelt, obwohl insgeheim jeder von uns dem guten Mann das glückselige Schwebefühl neidvoll gönnte.

Ich hatte zwei Wochen Urlaub. Als ich zur Arbeit zurückkehrte, sollte ich Herrn Butt nicht wiedererkennen. Er ging gebeugten Kopfes über die Station und teilte mir mit Tränen in den Augen mit, daß er mich dringend sprechen müsse. So erfuhr ich, daß er „eine Million und zweihundertachtundsiebzigtausend Mark verloren habe, da alles nur im Kopf gewesen sei“.

Ich versuchte ihn aufzumuntern, „was das denn schon sei, wo er doch etwas viel Wichtigeres zurückgewonnen hätte“, und blickte dabei in Richtung seiner Ehefrau, die erleichtert den Arm um ihn legte.



### *Zusage, Abschied und Ausblick*

Ende August hatte ich für eine Woche Urlaub und beschloß, diese in meiner Bad Bergzabener Wohnung, die ich mir wegen der geringen Miete finanziell hatte halten können, in der Südpfalz zu verbringen.

Am ersten Urlaubstag flatterte ein Schreiben aus Treysa bei Marburg in den Briefkasten mit der Anfrage, ob ich an meiner im Januar verschickten Bewerbung für eine neurologische Weiterbildungsstelle noch interessiert sei. Zwei Tage später brauste ich auf meiner Yamaha - es war der heißeste Tag des Jahres - nach Hessen. Ich war von der Landschaft, dem idyllischen alten Marburg begeistert.

Das Vorstellungsgespräch verlief bemerkenswert freundlich, entspannt, lange und gut, so daß ich mich zwei Wochen später nach der telefonischen Zusage des Chefarztes in der glücklichen Lage sah, zwischen zwei Weiterbildungsstellen wählen zu können. Mit der Aushandlung der Vertragsbedingungen verging noch einige Zeit, bis ich mich dann nach herrlichen Urlaubstagen in New York und einem denkwürdigen Gespräch mit meinem Freund Steps im amerikanischen Cranford Pub schließlich am 18. Oktober um 17.30 Uhr entschloß, meine sicheren Zelte in Berlin abzurechen. Ich weiß genau um diese Uhrzeit, da ich mir diese Frist zur Entscheidung gesetzt hatte. Danach gab es kein Zurück, wenn auch wie bei jeder Entscheidung die Vorzüge der Alternative plötzlich riesengroß wurden.

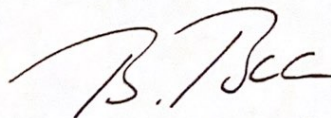
Ich gehe mal wieder einer selbsterwählt unsicheren Zeit entgegen. Ich gebe die Sicherheit von Berlin auf- nicht, weil ich mich unwohl fühle, im Gegenteil!

Die Neurologiestelle in Treysa bei Marburg ist jedoch in meinen Augen eine große Chance, mir nötiges Rüstzeug für weitere beruflichen Aufgaben anzueignen, und ich habe für eine neurologische Weiterbildungsstelle 1 Jahr lang gekämpft.

Was wird mich in der anfänglichen Fremde erwarten, wie akzeptieren mich die neuen Kollegen und vor allem, wie werden sie mir gefallen?

Mir bleibt rückblickend eine insgesamt gute Zeit in Berlin und im Urban. Dies macht mir Mut für den neuen Schritt.

Ich habe mit dieser Aufzeichnung versucht, meine Zeit im Urban abzuschließen. Mir werden die Kiezatmosphäre, meine netten Kollegen, einige Patienten sowie das Flair einer Weltstadt fehlen!



*Benedikt Buse, Berlin  
im Oktober 1998*





*Blick auf die geschlossene  
sowie offene Station im  
Haus 4. Links die Residenz  
des Chefarztes*



Vom Brandenburger Tor  
mit einer „Unbekannten“, August '98